

In Gottes Wartezimmer – aber in guter Gesellschaft
Predigt über Lk 18,1-8 am Vorletzten Sonntag im Kirchenjahr
(13.11.2022)

Prof. Dr. Frank M. Lütze

Jesus sagte ihnen aber ein Gleichnis davon, dass man allezeit beten und nicht nachlassen sollte, und sprach: Es war ein Richter in einer Stadt, der fürchtete sich nicht vor Gott und scheute sich vor keinem Menschen. Es war aber eine Witwe in derselben Stadt, die kam immer wieder zu ihm und sprach: Schaffe mir Recht gegen meinen Widersacher! Und er wollte lange nicht. Danach aber dachte er bei sich selbst: Wenn ich mich schon vor Gott nicht fürchte noch vor keinem Menschen scheue, will ich doch dieser Witwe, weil sie mir so viel Mühe macht, Recht schaffen, damit sie nicht zuletzt komme und mir ins Gesicht schlage. Da sprach der Herr: Hört, was der ungerechte Richter sagt! Sollte aber Gott nicht Recht schaffen seinen Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen, und sollte er bei ihnen lange warten? Ich sage euch: Er wird ihnen Recht schaffen in Kürze. Doch wenn der Menschensohn kommen wird, wird er dann Glauben finden auf Erden?

Lk 18,1-8

I

Liebe Gemeinde,

wenn man krank wird, kann man derzeit viel Zeit in Wartezimmern zubringen. Das Gleichnis, das wir gerade gehört haben, erinnert daran, wie viel Zeit man in Gottes Wartezimmer verbringen kann. Einmal saß ich gefühlt eine halbe Ewigkeit lag dort ...

Ich hatte mich bei Gott angemeldet, weil es ein paar Probleme gab, zu denen ich gerne mal einen himmlischen Spezialisten konsultiert hätte. Als ich in seine Praxis komme, warnt mich die Sprechstundenhilfe gleich vor: „Kann dauern“, sagt sie, und schickt mich ins Wartezimmer. Ich finde mich in einem großen, etwas unübersichtlichen Saal wieder, hänge meinen Mantel über die Garderobe, sage in den Raum hinein „Guten Tag“ und suche mir in der Nähe der Tür zum Sprechzimmer einen freien Platz. Dass ich nicht der Einzige sein würde, der den lieben Gott braucht, war schon klar; mit diesem Ansturm freilich habe ich nicht gerechnet. Der Saal ist bis auf wenige Plätze belegt, und obwohl ich es zum Zeitvertreib ein paar Mal versuche, gelingt es mir nicht, die Wartenden auch nur ungefähr zählen.

Und so mache ich es mir in meinem Sessel bequem, kreuze die Beine übereinander und schaue dezent herum. Es ist wie in jedem Wartezimmer: Manchmal ist das Problem offensichtlich, bei anderen kann man allenfalls vermuten, warum sie hier sitzen. Später, im Lauf der vielen Stunden, die ich in Gottes Wartezimmer sitze, erfahre ich manche Geschichte, die Menschen hierhergeführt hat. Der junge Mann neben mir ist zweimal durch das Examen gefallen. „Noch einmal“, sagt er, „noch einmal, und das war es, sechs Jahre Studium umsonst. Das kann doch nicht im Ernst Gottes Wille sein!“ Die dunkel gekleidete Dame neben ihm beteiligt sich nur zögernd an dem Gespräch. Ihr Mann ist vor einiger Zeit gestorben, und mit ihm ist ein Stück ihrer Gegenwart gegangen. „Wir waren ...“, „wir wollten ...“ und „Mein Mann sagte ...“, so beginnen ihre Sätze; aber was sie jetzt *ist*, was sie will und plant und zu sagen hat, das ist ihr seit dem Abschied abhanden gekommen. Nun haben sie ihre Kinder in Gottes Sprechstunde geschickt: Vielleicht kann *er* ihr zurückhelfen ins Leben. Dann kommt ein alter Studienfreund mit seiner Familie in das Wartezimmer. Er hatte kurz nach unserer Studienzeit einen Hirntumor, der damals erfolgreich operiert worden war. Jetzt ist die Krankheit zurückgekehrt, und mit ihr die bange Frage, wie lange die Familie noch einen Vater hat. Sie wollen gemeinsam in Gottes Sprechstunde, „vielleicht“, sagen sie, „vielleicht lässt er sich

erweichen, wenn er unsere Not sieht.“ Was soll ich sagen: Ich fühle mich in diesem Moment vollkommen fehl am Platz. Ich hänge von keiner Prüfung ab, ich habe keinen Partner verloren und keine schwere Krankheit; ja, ich fühle mich alles in allem sogar ganz wohl in meiner Haut. Und so beginne ich ein wenig herumzustottern, als der Studienfreund fragt, warum ich hier sitze. „Die Füße“, sage ich schließlich achselzuckend, „es sind meine Füße, über die ich immer wieder stolpere. Weißt du, vielleicht kennst du das auch: An sich ist alles prima, der Weg vor dir klar und geradeaus und frei und du musst einfach nur losgehen; und dann stehst du dir selbst im Weg und kommst keinen Millimeter vom Fleck, und du weißt genau: *Du* bist schuld, dass du jetzt nicht weiterkommst, und dieses Wissen hilft doch gar nichts, es macht alles nur schlimmer ... Vielleicht kann mir der liebe Gott helfen, mir selbst aus dem Weg zu gehen.“ Himmel, ist mir das peinlich. Ob der Freund, der ganz andere Sorgen hat, mich versteht, weiß ich nicht; aber egal, ich weiß jedenfalls, dass ich darüber einmal mit Gott reden muss.

II

So verbringen wir unsere Zeit in Gottes Wartezimmer mit wichtigen und mit unwichtigen Gesprächen. Der Termin, für den ich angemeldet war, dürfte längst verstrichen sein, genau kann ich es aber nicht sagen, weil die große Uhr an der Wand auf kurz vor 12 Uhr stehen geblieben ist. Ab und zu kommt Bewegung in den Saal: Plätze werden frei, und neue Menschen kommen herein. Und doch ist jedesmal, wenn der Blick auf den Eingang zum Sprechzimmer wieder frei ist, die Tür geschlossen. Kein Licht und kein Laut dringt durch die massive Tür. Einzig in der Mitte scheint ein kleiner Briefschlitz zu sein, denn gelegentlich steht jemand aus dem Wartezimmer auf und wirft dort einen Zettel ein. Und mit der Zeit werden es mehr, die hingehen und ihre Zettel einwerfen. Schließlich frage ich einen, der an mir vorbeigeht, was es damit auf sich hat. „Ja, hast du die Geschichte von der bittenden Witwe am Eingang der Praxis nicht gelesen? Wer Gott schreibt, bringt sich in Erinnerung, wer betet, kann die Wartezeit verkürzen!“ Und er zeigt mir den Zettel, den er an der Tür einwerfen wird. „Gott, gib doch, dass ...“, steht darauf, und unten, in roten Buchstaben: „Es eilt!“

Was soll ich sagen: Ich habe daraufhin natürlich auch Zettel an den lieben Gott geschrieben und eingeworfen, und das nicht nur einmal. Knappe Bittgebete, lange Schilderungen meiner Schwierigkeiten und freundliche Erinnerungen, dass ich immer noch im Wartezimmer sitze. Und als mir die Geschichte von der bittenden Witwe wieder in den Sinn kommt, schreibe ich noch mehr Gebete auf.

III

Die Plätze neben mir werden nach und nach leer; sogar einige, die nach mir gekommen sind, sind mittlerweile nicht mehr im Raum. Sollten andere vorgezogen werden, während ich weiter warten muss? Langsam fühle ich die Wut in mir aufsteigen. Die anderen haben sicher längst die Praxis verlassen und sind angekommen im Leben: Der eine in einer bestandenen Prüfung, die andere wieder in ihrer Gegenwart. Nur ich sitze noch immer hier. Und mit einem Mal weiß ich: Auch *ich* werde hier nicht länger sitzen und warten.

Ich greife nach Stift und Papier. „Gütiger Gott“, schreibe ich, „ich habe schon so viel Gutes über dich gehört. Du würdest Kranke heilen und Sterbensmüde lebendig machen, sagt man; du würdest von Lasten befreien und Klage in Freude verwandeln. Ich habe so viel gehört, und ich bin weit davon entfernt, daran zu zweifeln, dass es sich ereignet hat. Aber Gott, bei mir ereignet sich nichts. Ich kann mein Leben nicht länger im Wartezimmer verbringen. Und ich bin auch nicht länger bereit, mich anhand dieser Witwengeschichte für die lange Wartezeit mitverantwortlich machen zu lassen. Einmal davon abgesehen, dass ich gebetet habe wie ein Weltmeister: Du, der Allwissende, brauchst doch kein Gebet, um meine Not zu kennen; und du, der Gerechte, bist doch nicht bestechlich wie ein korrupter Richter, dem man erst auf die Nerven gehen muss, bevor er hilft. Nein, lieber Gott, warum immer du mich bis jetzt nicht drangenommen hast – du wirst es wissen, du

wirst es bewusst so machen – und du wirst mir vielleicht einst sagen, warum ich so lange vergeblich gewartet habe.“

IV

Ich habe den Tag noch gut in Erinnerung, als ich diesen Brief einwarf. Ich fühlte mich seltsam befreit, als ich das Wartezimmer verließ. Ja, ich hatte vergeblich auf Gott gewartet und ich würde mir sicher weiterhin manchmal im Weg stehen. Aber ich hatte nicht länger das diffuse Gefühl, dafür irgendwie mitverantwortlich zu sein, nur weil ich nicht genug gebetet habe.

Nun wäre man nicht Theologe und nicht im Herzen Pietist, wenn man seitdem konsequent die Wartezimmer Gottes meiden würde. Natürlich werfe ich weiterhin meine Nachrichten in Gottes Briefkasten. Natürlich gehe ich nach wie vor in Gottes Wartezimmer, wo immer sie offenstehen, mal für andere und mal in eigener Angelegenheit, sitze eine Weile und warte und gehe irgendwann wieder zurück in den Alltag. Bis ich allerdings die Geschichte von der Witwe besser verstanden habe, hat es mehr als zehn Jahre gedauert. Ich bin seinerzeit in Nordrussland in ein spärlich erleuchtetes Wartezimmer Gottes geraten. Ich stehe dort – denn Gottes russische Wartezimmer haben keine Stühle –, ich stehe also dort und bete und sage Gott, was ich ihm schon ein paarmal gesagt habe. Und dann sehe ich mit einem Mal: Ich bin ja nicht allein, da gibt es eine ganze Gruppe von Menschen, die stehen und beten wie ich, aber die stehen nun wirklich schon eine halbe Ewigkeit lang da und haben es bis jetzt in dieser Kirche ausgehalten. Offenbar hatte die unverschämte Witwe ihre Verwandtschaft gerufen, alle kollektiv die Hände erhoben, nicht zum Schlag, aber doch zum andauernden Gebet, versammelt um Christus, der in ihrer Mitte thront. *Deesis*, Gebet, so habe ich gelernt, nennt man die zentrale Ikonenreihe in orthodoxen Kirchen. Sie wird links und rechts vom Thron angeführt von zweien, die das Leben gezeichnet hat: Rechts von Christus Johannes der Täufer, von einem Despoten ermordet, weil er die Wahrheit sagte; links hingegen Maria, die Mutter, die ihren Sohn sterben sah. Beide hätten nun wirklich Grund gehabt, Gottes Wartezimmer zu verlassen und den Glauben an den Nagel zu hängen. Stattdessen bleiben sie beharrlich im Gebet: Längst vor uns und noch an unserer Seite, nach Überzeugung vieler Christen im Gebet für uns und in den dunklen Tagen, wenn wir es selbst nicht länger im Wartezimmer aushalten, im Gebet und im Glauben auch an unserer Stelle. Ach Maria, Schwester im Glauben: Deine Geduld möchte ich haben. Ach Johannes, Wegbereiter Christi: Weise mir mit deinen Händen den Weg zu ihm. Ach ihr, Apostel und Märtyrer, Väter und Mütter der Kirche, die vor uns geglaubt haben: Haltet die Hände oben, auch dann, wenn wir nicht länger beten und glauben können.

*Sollte Gott nicht auch Recht schaffen seinen Auserwählten,
die zu ihm Tag und Nacht rufen,
und sollte er bei ihnen lange warten?
Ich sage euch: Er wird ihnen Recht schaffen in Kürze.
Doch wenn der Menschensohn kommen wird,
wird er dann Glauben finden auf Erden?*



Gottesmutterikone aus einer Deesis, Russland um 1600

Foto: Frank M. Lütze.